

SPIEGELWESER

Nr. 48

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1909

Die Leute von St. Bonifaz.

Roman von Minna Kautsky.

(Fortsetzung)

14. Kapitel.

Einen Tag vor der großen Wallfahrt hatte Fanni den ersten Gehversuch unternommen. Vom Bett zum Tisch. Ein Ereignis war es, auf den Mittag verlegt, damit ihm die ganze Familie beiwohnen könne.

Aber der Versuch hatte ihre Kräfte dermaßen in Anspruch genommen, daß sie gleich darauf wieder in's Bett verlangte. Hans trug sie in seinen Armen dahin. Der Loisi wurde gleichfalls, aber ohne alle Zeremonie, ins Bett gelegt. Seit der Krankheit der Mutter brauchte er nicht mehr eingesungen zu werden. Seitdem die Kinder sehr nebensächlich behandelt wurden, hatten sie sich viele Unarten abgewöhnt.

Auch der kleine Rudi wurde nicht mehr gehöhnt und geprügelt. Man mußte hübsch auf ihn acht geben, denn seit die Maridai ihn nicht mehr ausflösste, war sein Anzug dermaßen defekt geworden, daß man fürchten mußte, er könnte ihnen unter den Händen bleiben, wenn diese grob waren. Der Vater ging wieder in die Arbeit, die Kinder suchten ihre Bibeln und Hefte zusammen und nahmen den Weg zur Schule, und Peter stieg die Leiter aufwärts nach seiner lustigen Bodenkammer. Morgen mit dem frühesten Zuge wollte er fort. Er ordnete seine Sachen, um sie teils durch die Post zu verschicken, teils im Rucksack mit sich zu nehmen.

Als er Hildas Bild von der Wand nahm, stutzte er. Es gegen das Fenster haltend, konnte er einen Ausruf der Bestürzung nicht unterdrücken.

Mit einer Nadel waren mit peinlicher Genauigkeit dem Wilde beide Augen durchstochen worden, und auch an der Stelle des Herzens erkannte man einen Stich.

Seine Wangen färbte sich dunkel, er erriet den Täter. Er warf die Photographie auf den Tisch und stützte den Kopf in die Hand.

Mit gerunzelter Stirn, die Lippen fest aufeinandergepreßt, saß er lange. Gedanken kamen und gingen in rascher Folge, sie verschlängten einander, ehe sie zur Klarheit sich durchgerungen.

Als seine zerstreuten Augen die Papiere musterten, die vor ihm auf den Tisch lagen, bemerkte er einen Brief in geschlossenem Kuvert.

Er war von Hilde. Niemand hatte ihm davon gesagt, warum lag der hier -- wer weiß, wie lange schon?

Hastig riss er ihn auf -- er trug das Datum des gestrigen Tages. Er schämte sich des unmotivierten Verdachtes und seiner Neizbarkeit.

Maridai hat ihn herausgetragen, ihn mir zu geben, fällt ihr schwer. Wie ein Seufzer löste sich's von seiner Brust. Nach überwogen seine Augen die Zeilen, seine Miene erheiterte sich. Hildes Herzlichkeit und Anteilnahme übte sofort einen wohlütigen Einfluß auf sein Gewußt. Sie war in alle Phasen, welche die Kranke durchgemacht hatte, eingeweiht und freute sich nun, daß sie gerettet und den Jürgen wiedergegeben war. „Du fragst mich, ob ich es billig und verstehe, daß Du so lange Zeit von mir

allein. Ich weiß wohl, das kann sich ändern. Der Mensch ist unfrei in seinem Wollen, wie in vielem anderen. Aber mir wäre die härteste Wahrheit lieber als Heuchelei oder Schonung -- ? Du mußt das wissen. Peter, Peter, warum kommst Du mit Zweifeln und Fragen, die mich beunruhigen, weil ich sie nicht verstehe. Aber jetzt kommst Du zurück, und da wirst Du mir alles sagen, wie Du es immer getan hast. Du bist Deinen Verwandten jetzt nicht mehr so nötig, gelte, und Du zögern nicht länger? Nicht ich allein frage nach Dir — die Parteileitung wird Dir schreiben, sie wollen Dich haben.

Der Kampf um's Wahlrecht absorbiert alle Kräfte. Die Verschworenen und Unabhängigen müssen herbei. Du weißt, wie Rechts und Links sich gegen uns verbündet. Der Opfermut unter den Genossen ist unvergleichlich, und die Frauen, glaub' mir, stehen darin nicht zurück. Das gibt Mut, das erfrischt, unser Vordringen ist unanhaltsam, aber Arbeit und Einigkeit sind von nötzen. Peter, zum erstenmal sage ich Dir, komm zurück! Du weißt, wo es nötzt, und daß es Dir nicht zielt, dem Kampfe länger fernzubleiben. Die Genossen erwarten Dich — ich erwarte Dich. Geliebter, wann habe ich Dich wieder, um Dich für immer zu halten, denn Du bist mein!"

Er sprang auf.

„Morgen abend kann ich in Wien sein."

Er rief es laut, wie besreit, von Hemmnis und Dual. Seine Verdrossenheit war gewichen, hatte einem freudigen Optimismus Platz gemacht. Hilde und die Partei verlangten nach ihm, wie er nach ihnen. Er war ihnen durch Monate entzogen gewesen, er hatte nachzuholen und gutzumachen. Wie vieles hatte er gut zumachen!

Er sah klar den Weg, den er gehen mußte, den einzigt richtigen. Das herrliche Mädchen hatte ihn ihm gewiesen. Wie groß war ihr Vertrauen in seine Ehrlichkeit. Die soll sich darin nicht getäuscht haben. Er wird vor sie hintreten und ihr ohne Rückhalt die Wahrheit sagen, die volle Wahrheit. Noch konnte er's, ohne sich schämen zu müssen. Und wie er diesen Gedanken nachging, schien es ihm, als hätte sie in ihrer klaren und sicheren Weise für alles, was ihn beunruhigte und quälte, Heilung bereits gefunden, und seine Weisheit gipfelte in der alten Erfahrung, die für ihn allerdings eine neue Entdeckung war, daß Gefühle sich leicht verwirren



Abraham a Sancta Clara.

mögen, aber Liebe, eine wahre, wirkliche, echte Liebe nur diejenige sein können, die nicht mit der Vernunft in Widerstreit läge und nicht mit dem Gewissen eines ehrlichen Menschen.

Er packte seine Schriften und Bücher zusammen und stieg die Leiter hinunter.

Als er über die besonnte Wiese schritt, empfing ihn die Schwüle des frischen Nachmittags und eine seltene Ruhe.

Kein Lästchen regte sich, kein Hauch ringsumher. Selbst die geschäftigen Hühner lagen mit breiten Flügeln in den tiefen Erdlöchern, die sie in den Boden gescharrt, um sich darin zu betten.

Vor dem Hause stand der Huber mit Wäsche, die Wäscheria aber saß auf dem Mauerbänkchen. Ihr Rücken war gegen die eselunrakte Mauer zurückgelehnt, der Kopf seitwärts zur Schulter herabgesunken. Sie schlief.

Die Müdigkeit hatte sie hingeworfen, und in ihrer Haltung war jene tiefe Erschöpfung ausgeprägt, in der Eindrücke von außen nicht mehr zum Bewußtsein gelangen, das Gehirn aber seine Tätigkeit fortsetzt in den Phantasien des Traumes.

Peter blickte näher. Ein Ausdruck von Müdigkeit lag in dem jungen Gesicht; es war lange ber, daß er es so gesehen. Ein leises Seufzen, wie es die Zufriedenheit eingibt, entzog sich ihrer Brust.

„Armes Kind,“ dachte er, „das nur im Traum noch lächeln kann.“ Er stand dicht vor ihr — er beugte sich über sie. Da öffnete sie die bis dahin festgeschlossenen Lider. Sie sieht ihn an — ihre Augen vergrößern sich, aber sie lächelt noch immer.

Plötzlich fährt sie empor — sie setzt sich auf und fährt sich über die Stirn, um zu klareren Vorstellungen zu kommen. Dann in einem unsicheren Ton, fast unwirsch:

„Was willst Du von mir?“

„Nichts — ich bin im Fortgehen — meine Schritte haben Dich geweckt, ich wollte es nicht.“

„So,“ sagte sie leise und schließt die Augen, als könne sie ein Entfliehendes wieder zurückrufen — vergebens.

Sie reckt sich, um die Spannkraft ihrer Muskeln zu heben.

Er setzt sich zu ihr. „Du bist noch müde, es tut mir wirklich sehr leid.“

„Ja, ja, ich weiß schon, ich tu Dir immer leid.“ Sie lächelt abweisend und dann mit deutlichem Vorwurf: „Du hältst mich für schwach.“

Er mußte lachen. „Das wäre unverzeihlich, gest, bist doch so ein großes, bärenstarkes Frauenzimmer —“

Sie zuckte unter seinem Spott zusammen, er hatte eine wunde Stelle berührt. Er bemerkte es und plötzlich, als wäre der Augenblick gekommen, um ernsthaft mit ihr zu reden, längst Geplantes festzuhalten, nahm er ihre Hand und sagte herzlich:

„Du bist überanstrengt. Die Pflege der schwerkranken Frau, die häufigen Nachtwachen, die Sorge für den ganzen Haushalt — die Anforderungen waren zu groß — das geht so nicht weiter.“

Sie senkte die Augen und wiederholte leise: „Das geht so nicht weiter.“

„Es wird möglich sein, Dich zu entlasten, ich will mit der Fanni reden.“

Sie schüttelte den Kopf und sagte fast heftig: „Was das — wozu? Die Fanni kann da nichts ändern — ich muß doch arbeiten — und lieber hier im Hause als anderswo — meinst Du nicht?“

„Gewiß, Du sollst arbeiten, aber nicht so anstrengt.“

„Ach was, das ist mir gerade recht, ich will es so. Wenn ich recht müde bin, dann schlafe ich — dann träume ich — dann weiß ich nichts von der Welt, dann hab ich vergessen, was wirklich ist — ahl! Wenn man nur gleich sich totschläfen,

wenn man sich totträumen könnte, das wär' das Schönste.“

Der fast schwärmerische Ausdruck von Todessehnsucht in ihren Augen machte ihn betroffen, aber er versuchte zu lächeln. „Und da soll ich Dich nicht für schwach halten, Mädel? Bist Du so wehleidig? Geh! Da möcht' sie das Leben gleich wegwerfen, ehe sie's noch kennen gelernt hat! — Du bist so jung und es ist gar wechselvoll — schau Dir's doch erst einmal an. Für einen armen Menschen ist's freilich oft bitter hart, aber was es an Not und Leiden bringt, muß man bekämpfen lernen, da kommt die Kraft in uns erst zum Vorschein, und wir kommen zum Bewußtsein unserer Fähigkeiten, das ist Glück, Maridai, es wird Dir nicht fehlen. Du sollst nicht verzagen, hörst Du? — Du bist nicht allein und unbeschützt — Maridai, das wollt ich Dir sagen, ehe ich gehe — Du hast in mir einen Freunden gefunden, für's Leben — ich werde mich Deiner und des Audi annehmen, so viel ich vermöge.“

Sie wurde blass, der Stein schien ihr zu fehlen:

„Willst Du mich — und den Audi — mit Dir nehmen?“ fragte sie staunend. Ihr Blick festigt sich allmählich, forschend sah sie ihn an, als wolle sie auf den Grund seiner Seele blicken.

Er errötete unwillkürlich, und impulsiv, im Augenblick nur von dem Bestreben geleitet, ihr seine ehrliche Fürsorge in ihrem ganzen Umfang zum Bewußtsein zu bringen, sagte er: „Mit mir, nein, das geht nicht, aber sobald ich verheiratet bin, werde ich Euch beide nach Wien kommen lassen. Ihr sollt etwas Ordentliches lernen, um Euch fortzubringen und bald auf eigenen Fuß zu stehen.“

Da riss es sie empor. Ein Bittern überslog ihren Körper, die sanften blauen Augen wurden dunkel, sie blitzen vor Empörung:

„Bin Dir — wenn Du — wenn sie — nie-mals! Das glaub' nur ja nicht. Wie werde ich Dein Haus betreten, wenn sie drin ist — — sie — die — sag' mir — ich will mir wissen — ich will mir von ihr hören — ich will mir von ihr annehmen — mir — nicht ein Stück Brot — lieber möcht' ich verhungern!“

„Du bist unvernünftig!“ rief er, gleichfalls erregt: „Mein Vorhaben ist Dir längst bekannt, ich habe Dich darüber nicht im Zweifel gelassen,“ und dann fast bittend: „Maridai, denk doch ein bissel nach — Du weißt doch, ich will nur Dein Bestes — Du bist so jung — so unerfahren — so —“

Er durfte das ausflodernde Wort nicht aussprechen, aber tiefes Weh lag in seiner Stimme, als er leiser hinzufügte: „Du tust mir leid, Maridai, furchtbar leid.“

Sie stampfte zornig den Boden und in unveränderter Leidenschaftlichkeit: „Möd' mir leid tun — ich brauch' Dich nicht leid zu tun — ich brauch' Dein Mitleid nicht, und wenn Du mir anderes für mich hast — Herrgott mir anderes als Mitleid, dann, dann —“ Und fassungslos, im wildesten Ausbruch des Schmerzes warf sie den Kopf über seine Knie und brach in Schluchzen aus. Ihr schmächtiger Körper ward hin- und hergeschüttelt in krampfhaften Stößen unter dem lauten, herzbrechenden Jammer ihres Innern.

Peter rührte sich nicht, aber er war bewegt, wie nie in seinem Leben. Er hatte noch kein Weib weinen gemacht, seinetwegen waren keine Tränen geflossen, und hier dieses Kind — aber sie war kein Kind mehr, sie war ein leidenschaftliches Weib und sie liebte ihn. Er war es, der so großes Leid über das junge, unerfahrenes Herz gebracht hatte, und nun sollte er gehen, es sich selbst überlassen? Aber er kann doch nicht anders

— sie wird es einsehen — sie muß es einsehen — nicht jetzt — er muß sie ausweinen lassen. Er hätte sie an sein Herz ziehen, sie streicheln mögen

— aber dies wäre Del ins Feuer gegossen — und er blieb ruhig — als hätte er ein Herz von Stein und doch Klopfen ihm heiß und fiebend die Pusse und auch seine Augen waren voll Tränen.

Uhnte sie den Aufruhr in seinem Inneren, fühlte sie die dröhnenenden Schläge, die gegen seine Herzwand pochten? Sie warf sich plötzlich herum und von unten auf blickte sie in sein Gesicht.

Sie sah, sie fühlte, sie wußte, ihr Leid war auch das seine, er weinte um sie, mit ihr, aber er wollte es ihr verborgen.

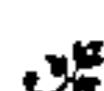
Schon hatte er sie sanft zurückgeschoben, mit einem kurzen: „Ich seh Dich noch, so gehen wir nicht auseinander,“ hatte er sich erhoben und nahm den Weg aufwärts der Straße zu.

Sie blieb einen Augenblick ganz still, die Hand aufs Herz gedrückt, als hätte sie es von dem Zerspringen zu schützen. Noch steht er vor ihr, jeder Zug seines Gesichtes ist in ihre Seele gegraben, nicht nur Mitleid findet es ihr, nein, nein, nein, das ist mehr! Und er will von mir gehen? „Mein Gott, kann man denn ein Menschen verlassen, der einen so lieb hat, wie ich ihn und den man selbst gern hat, und wegen Einer, die nicht viel nach ihm fragt, die ihm immer nur schreibt, die er längst nicht mehr mag?“ Er soll nicht, er darf nicht gehen!“

Sie fasst die Hände und sinkt in die Knie. Beide Arme erstreckend, wendet sie sich, im Gefühl ihrer Ohnmacht, an die überirdischen Mächte, die die Geschichte der Menschen zu lenken wissen, die alles vermögen, weil ihrer Macht keine höhere mehr entgegen steht: „Lieber Gott, heilige Jungfrau Maria, heiliger Bonifaz helft mir, laßt ihn nicht fort! Laßt ihn mich recht lieb haben! Alle Heiligen im Himmel, habt Gebarmutter mit mir! Ich hab' ihn so gern, ich kann ja nicht leben ohne ihn!“ Flehend sieht sie empor nach jenen blauen Höhen, die in ihren unendlichen Fernen noch kein Mensch erforscht hat.

Dann bleibt ihr Blick gefesselt von einem kleinen in der Sonne glitzernden Punkt, der aus der dunklen Waldung des gegenüberliegenden Berges ihr entgegenglänzt. Ein Zeichen von oben erscheint es ihr. Sie nickt, sie lächelt. Ihr frommes abergläubisches Herz hat das Mittel gefunden, die Heiligen haben es ihr gewiesen. Und ihre Lippen lispelet den Spruch, den sie so oft gehört! „Wer zum erstenmal gläubigen Herzens die Glocke läutet, dessen geheimer Wunsch geht in Erfüllung.“

Kontinuation folgt



Kunstformen der Natur.

Von Ernst Schur.

(Schau)

Ginen Schritt weiter tut der Künstler, der die freie und leichte Schönheit des Natürlichen beibehaltend, doch durch Zusammensetzung ein Motiv bildet, das sich gesammelter, daher dekorativer dem Auge präsentiert. Laut gewinde fühlt etwa ein Bierkasten aus. Eine Rosengirlande ist wie ein schmales, glattes Band hingelegt. Es ist immer darauf Bedacht genommen, daß sich aus Freiheit und Ordnung eine ruhige Harmonie ergibt; das Einzelne geht zusammen zu einem Ganzen, und dieses Ganze zeigt das Bestreben zu einer klaren, bewußten Form, die etwa eine Seite schmückt, als Kante an einem Vorhang erscheint. Dadurch ist das betont, was in der Zweckbestimmung des Ornamentes liegt: der Flächencharakter. Diese Blumen, Blätter und Blüten taumeln nicht wahllos über die Fläche und unterbrechen sie mit ihrer naturgetreuen Nachbildung. Indem das Ganze zusammengehalten wird und nur an betonter Stelle sich zeigt, betont das Ornament schon den Charakter des Gegenstandes, es lädt die Fläche des Holzes, der

Tuches frei und unterstreicht diese Bedeutung. Und indem dann das Ornament in sich flächig komponiert ist und mit reizvollem Spiel ein längliches, geschlossenes Viereck etwa ausgefüllt wird, gewinnt der Schmuck organischen Zusammenhang mit dem Gegenstand, den er schmückt. Man spürt eine Disziplin, eine Gliederung, und das berührt wohltuend. Während die oben erwähnte Art etwas Unruhiges, Unklares hat und das Ornament absenkt von dem Gegenstand, den es schmückt, seine Wesensbestimmung verdeckt, der Schönheit des Materials schadet. Denn im Grunde ist es ja auch nicht einmal das, was es vortäuschen will, eine getreue Nachbildung der Natur; es hat hier schon eine Übertragung auf die Fläche stattfinden müssen, da ja Licht und Schatten fehlen, so daß wir ein Gebilde vor uns sehen, das scheinbar Natur sein will, aber doch im Versuch, diese zu geben, stecken bleiben muß, so daß so etwas wie eine künstlich nachgeahmte Natur zustande kommt, der jede innere Form fehlt.

Es kommt bei dem Ornament eben nicht nur darauf an, daß ein Schmuck da ist, sondern ebenso wirkt die freibleibende Fläche als Gegen- gewicht beinahe selbst wieder als ein Ornament. Dieser Zusammenhang muß bedacht werden. Gerade die Natur liefert hierfür in zahllosen Beispielen von Muscheln, Krustentieren, Gebäuden Vorbilder.

Dieses Zusammenwirken betont eine andere Art, die aus der Natur die ornamentale Schmuckform holt, diese aber bewußt und im Hinblick auf die Fläche verarbeitet. Das Natur- gebilde wird genau nachgezeichnet, so daß die Struktur, das Skelett, deutlich sichtbar wird in seinen feinsten Teilen. Nun ergibt sich hier, etwa bei dem Gerippe eines Blattes, den sich kreuzenden Linien ein Gefüge, das man herausnimmt, um es dann abstrakt weiterzubilden und zu bemalen. Hier kann man nun entweder zur Linie oder zur Farbe kommen. Etwa, wenn man die sich verästelnden Linien auf dem Flügel eines Schmetterlings betrachtet; wenn man den Körper auf die Fläche überträgt und dabei nur den Rumpf verwendet, der ein geschlossenes Gefüge außerordentlich energischer Linien ergibt, deren Zusammentreffen durch feste Flecken gekennzeichnet sind, von denen sie ausgehen wie Strahlen. Wenn dann so gewonnene Formen aneinander gereiht werden, so ergibt sich eine beinahe logisch zwingende Schönheit, der jede Beziehung zur Natur zu fehlen scheint, die aber doch darum einen Eindruck hervorruft, weil das geheime Gesetz der wirkenden Natur gewissermaßen hieraus abstrahiert ist.

Und nun erst die Farben! Hier leitet die Natur an, starke Effekte zu bringen, mit wenigem viel zu geben, indem die Farbensflecke bewußt verteilt werden. Wie herrlich schimmert ein Schwalbenschwanz in seinem Blau, Gelb und Rot. Es ist eine Freude, ihn im Sonnenlicht schweben zu sehen. Da blüht das Licht auf; hier sind Effekte gewagt, die der Künstler vielleicht nie sonst sich geträumt hätte. Und so schaut der Künstler dies Wunder sich näher an und entdeckt da zauberhafte Schönheiten. Wie diese kleinen Farben- flächen durch breite Konturen begrenzt sind! Wie diese Teile in Mündung, in ovaler Führung sich ergänzen! Manchmal breiten sich fächerförmig die Farben aus; dann wieder verliert sich der Farbenrausch in schlank sich verzerrungende Partien, die eine pikante Eleganz offenbaren. Das alles steht dem Künstler zur Verfügung. Aber er wird nicht slavisch die Natur kopieren. Was sollten wir mit einem veritablen Schmetterling auf einem Titelblatt, in Stoffen, an Möbeln? Aber diese Farbeneffekte, dieses Liniengefüge löst sich der Künstler heraus, und so kann er, indem er der Natur folgt, sie in seiner Phantasie weiterbilden; er formt daraus den Schmuck für Titelblätter, Plakate, Wand-

leisten, Tapeten. Der Uneingeweihte wird oft die Beziehung gar nicht mehr merken. Aber gerade das Zwingende, Selbstverständliche des Eindrucks gibt den Beweis; so arbeitet die Natur. Nicht immer. Darum kopiert der Künstler sie hier auch nicht. Er schaut sie kritisch an, rißt ihre Motive auf Brauchbarkeit für seine Zwecke hin und entnimmt der Natur einen Schatz von Schmuckornamenten, die er wieder weiterbildet, noch mehr auslöst, zu neuem gruppiert, so daß schließlich nachher niemand mehr weiß, daß diese effektvollen Farben, dieses energische Liniengefüge einem Schmetterling angehörten, und daß diese geistreichen Flächenkompositionen, dieses scheinbar willkürliche Gewirr von Linien entnommen sind der hinteren Spalte oder den schönen Mandzeichnungen eines Schmetterlingsflügels. An den Fühlern, den Schwänzen, deren Verästelungen und Gabelungen, in den Linien, dem wechselseitigen Spiel der Farben offenbart die Natur eine Energie, die sich der Künstler zunutze macht. Zugleich aber bildet er das Geschaffene um nach neuen Zwecken; es ist etwas Anderes, ob er solch ein Motiv als Einlegearbeit in eine Tischplatte einfügt, ob er eine Buchseite damit schmückt, ob er es für ein Plakat gebrauchen will. Er lernt von der Natur nicht nur das Einzelne, das Motiv, sondern ihn regt auch die plannähnliche Verteilung auf der Fläche, die einmal ganz bedeckt ist, ein anderes Mal freigelassen ist, um effektvoll einem einzigen Farbensack zu dienen, dann wieder beides, Aussöllung und Freilassung in Harmonie zeigt, zu

sich selbst abwickelt. Indem man Teile dieser Rhythmis entfernt, andere stehen läßt, variiert man die Themen in unerschöpflicher Weise. Immer aber bleibt, Kraft des Ursprungs, eine Ordnung, eine Klarheit, die den Meiz dieser Gebilde darstellen. Die Griechen haben so gearbeitet. Man kann diese geometrische Art mit der vorher geschilderten Manier des Pflanzenornaments verbinden, indem man dann nur die große einfache Unirrhiform eines Blattes stilisiert, vereinfacht anwendet und in die rhythmisch gealidierten Flächen diese aus der Natur gewonnenen stilisierten Teile einfügt, deren abstrakte Form mit der geometrischen Gebundenheit sich harmonisch verbindet.

Solche geometrischen Muster eignen sich für alle Techniken und Materialien. Als Buchschmuck offenbart solche Figur ein geheimnisvolles Leben, indem sie eine Linienrhythmis über das Watt spannt, deren Klarheit, Klarer Logik gefällt. Sie füllt die Fläche aus, ohne sie je zu belasten. Gerade das ist ihre Bedeutung, sie bringt den Charakter der Fläche markant und beherrischend heraus. Speziell eignen sich diese Muster für Stickeien; die Regelmäßigkeit prädestiniert sie dazu; ebenso das Material, das als Gewebe in lauter kleine Quadrate sich aufstößt. Es ist hier das gezeigt, was allgemein für das Ornament, sei es nun auf diesem oder jenem Wege gewonnen, gilt: jede Technik, jedes Material haben ihren Charakter und schreiben dem Ornament eine bestimmte Ausdrucksart vor; so wandeln sich die gleichen Ornamente nach dem Material, dem sie sich anfügen, nach der Technik, mit der sie angefertigt werden. Das gleiche Ornament muß anders verlaufen auf einem Sticke, anders für eine Keramik, anders als Buchschmuck. Hier ist es freier, da gebundener, dort ergibt es sich in phantastischer Variation. Die zugrunde liegende Form aber mag die gleiche sein. Dieser Wandel, der die Formen noch bereichert, ist aber, wie wir sehen, nicht im Ornament selbst, sondern in seiner Anwendung gegeben.

Ja, selbst im ganz Großenräumigen, in der Architektur bildet das geometrische Ornament einen entscheidenden Faktor. Fußböden sind mit solchen Vierecken und Kreisen sinnreich geschmückt; Decken erhalten dadurch Gliederung und die Wand wird durch derartige Teilungen großzügig gestaltet, ohne daß die Einheit der Fläche zerstört wird. Das geometrische Ornament dient eben ausgeprochen der Fläche; es ist seinem Wesen nach nicht Schmuck, sondern Gliederung; sie hält die Fläche zusammen; sie konzentriert die Aufmerksamkeit nicht auf sich. Sie hat etwas Konstruktives. Daher ihr intensives Leben; nicht nur in sich, sondern auch im Verhältnis zum Ganzen, das dadurch sinnvoller, lebendiger erscheint. Und das ist ja beim Ornament das Entscheidende: das Verhältnis zur Fläche, zum übrigen Körper. Wie es da konzentriert und befreit, ansgleicht und betont, das ist eigentlich von höherer Wichtigkeit als die selbständige Bedeutung der Figur in sich. Die freibleibende Fläche redet auch ihre Sprache und da sie als Rahmen das Muster umfaßt, es gewissermaßen auffängt, gilt es, hier das richtige Verhältnis zu finden. Das Ausbalancieren aller Teile, das Dominieren der Fläche, das seine Rhythmisieren der Einzelteile, das ist die Hauptaufgabe des Ornamentikers.

In dieser geometrischen Art offenbart sich ein geheimes Naturgesetz. Es wirkt im Menschen wie in den leblosen Gegenständen. Man möchte den Kristallisierungsprozeß anführen. Dasselbe gebundene Sichsammeln von einem Mittelpunkt, ein Ausstrahlen, ein Ansiedeln nach allen Seiten. In vielen Gebilden finden wir diese rhythmische Gebundenheit, die alle Teile wie aus einem inneren Gleichgewicht sich bilden läßt. Die Staubfäden, die sich um den Stempel sammeln, geben die Kreisform; oft sind sie quadratisch

Spruch.

Wage mutig — ohne Zagen!
Trage standhaft — ohne Klagen!
Wache für Dein gutes Recht!
Mache Dich nicht selbst zum Knecht!

u. Maeze.

gleichem Tun an. So geht der Formenschatz der Natur durch die Vorstellung des Künstlers hindurch; er wählt aus, er formt um, er bildet weiter und macht sich so die Natur erst in rechtem Sinne zu eigen.

Wenn man das direkte Vorbild der Natur hier hinwegnimmt und nur mit dem ordnenden Verstand operiert, der dem Menschen wie eine selbstverständliche Fähigkeit mitgegeben ist, auf deren richtiges Funktionieren er sich verläßt, so kommen wir zu einer neuen Art, Ornamentik zu gewinnen. Es ist das geometrische Ornament, das wir meinen.

Wir zeichnen etwa ein Quadrat, teilen es durch zwei sich senkrecht schneidende Linien in vier gleiche Teile. Nun verbinden wir die vier Schnittpunkte miteinander durch Diagonalen. An die Diagonalen legen wir Kreissegmente und so fort. Und indem wir nun diese Fläche immer mehr füllen, sei es nun im ganzen, zur Hälfte oder im Viertel, wobei jede Aufsättigung seine Ergänzung im entsprechenden Teil findet, erhalten wir auf diesem Weg ein Muster, dessen Regelmäßigkeit verblüfft und in dessen sinnvoller Schönheit eine geheime Harmonie lebt. Entfernen wir nun das zugrunde gelegte Schema (man kann statt des Quadrats einen Kreis, jede beliebige geometrische Figur wählen und mit anderen Figuren kombinieren), so bleibt nur das Muster, dessen Einzelteile sich in harmonischem Gleichgewicht um den Mittelpunkt, um die Mittelachse sammeln. Indem man Kreise sich ineinander verschlingen läßt, in gleicher Teilung, in entsprechender Folge, ersten wechselnde Linienelemente. Zueinandergebaute Vierecke, sich vergrößernd, sich verkleinernd, führen einen Bau zusammen, der zu leben scheint. Spiralen geben eine endlose Folge, die sich

verteilt. Der Stein, der ins Wasser fällt, gibt konzentrisch sich erweiternde Kreise. Schneidet man einen Staub durch, so erscheint sein Inneres wie in einer Spirale sich entwickelnd. Ist es ein Wunder, daß dem Menschen, der ein Kind der Natur ist, auch diese Fähigkeit mitgegeben ist? Die Natur wirkt hier nicht als direktes Vorbild; aber ihre Gesetzmäßigkeit liegt nun so beherrschender dieser Methode zugrunde. Ein Konstruktives wirkt.

Das kommt noch elementarer zum Ausdruck in einer anderen Art, die sich an die vorher geschilderten anschließt. Während da der Verstand, die Logik, die Mathematik regiert, lenkt hier das Gefühl, das Temperament die Linie. Diese Linie ist Ausdruck. Sie sammelt sich nicht konzentrisch um einen Mittelpunkt, sie hat nicht in sich die beruhigte Harmonie. Sie strebt immer, sie hat etwas Verbindendes, Gewaltiges. Sie schwilzt an und ab und hat etwas von der konstruktiven Sicherheit eines Trägers, eines Bogens, der sich über Hallen wölbt. Diese Linie will nicht ein Muster zusammensetzen, etwas Komponiertes in einem Motiv darstellen. Sie hat selbst Leben und Sinn in sich. Sie ist elastisch und gehorcht den Eingebungen der drängenden Phantasie unmittelbar. Diese Linie kann Freude, Melancholie und Kraft ausdrücken; sie ist getragen von dem Willen ihres Schöpfers, dessen Temperament sie ebenso sicher ausdrückt wie die geometrische Art von dem Verstand, von der Klarheit, von der Logik Zeugnis ablegt. Wie Tanz und Spiel bei primitiven Völkern einen Rhythmus offenbaren und der sich drehende Körper, die Arme, die Beine kurven voller Ausdruck beschreiben, so ist auch diese Linie voller Ausdruck und Rhythmus, da sie unmittelbar aus dem Temperament fließt. Es gibt auch hier Gesetze. Die aufsteigende, absteigende, die sich in sich selbst einrollende Linie gewährt dem Auge einen Anblick, der unmittelbar einwirkt und Vorstellungen vermittelt. Der Schöpfer dieser ornamentalen ausdrucksvoollen Linie, die nicht ein Muster bilden will, sondern unmittelbar Ausdruck ist, ist Van de Velde. Er hat den Rhythmus der Linie der primitiven Völker ins Intellektuelle, Bewußte gehoben; seine Linie hat sich befreit von der Naturnachahmung, sie will nichts darstellen, weder ein Naturvorbild nachahnen noch Geometrie geben. Sie ist Ausdruck; auf höherer Stufe stellt sie die freigewordene, rhythmisch gebändigte Linie der Naturvölker dar. Das ist eine ganz persönliche Art; aber sie hat einen wichtigen, bedeutsamen Zusammenhang mit dem architektonischen Streben unserer Zeit. Etwas von dem konstruktiven Sinn der Gotik, die alle Flächen in Streben und Pfeiler auflöst, ist in ihr. Wenn wir uns erinnern, daß moderne Brücken und Maschinen diesen Geist der Elastizität und Wucht haben, so spüren wir das Verwandte. In der Tat, diese Linie entspricht mit ihrem puritanischen Charakter dem Zeitalter der Maschine. Sie ist den Schöpfungen moderner Ingenieure entnommen und wird so zum Ausdruck eines Zeitsinns, das sich auf anderem Gebiet, auf dem Gebiet der Ingenieurkunst, schon fest ausgeprägt hat. Diese Linie will nicht ein Ornament auf die Fläche kleben; sie will auch nicht in vulgärem Sinn schmücken. Sie ist etwas Konstruktives, Organisches. Sie spannt Verbindungen von einem Glied zum anderen und bringt so das geheime Leben einer Konstruktion zum sichtbaren Ausdruck. Zu-

sefern ist sie vergeistigter Naturnolle, zum Linienausdruck gewordenes Temperament. Es ist etwas Vorwärtsweisendes, Zukunftsgefährliches, Neues und Eigenes in dieser Art, die ganz absieht von dem bisherigen. Dieser Rhythmus, der selchen Birchschmied, solche

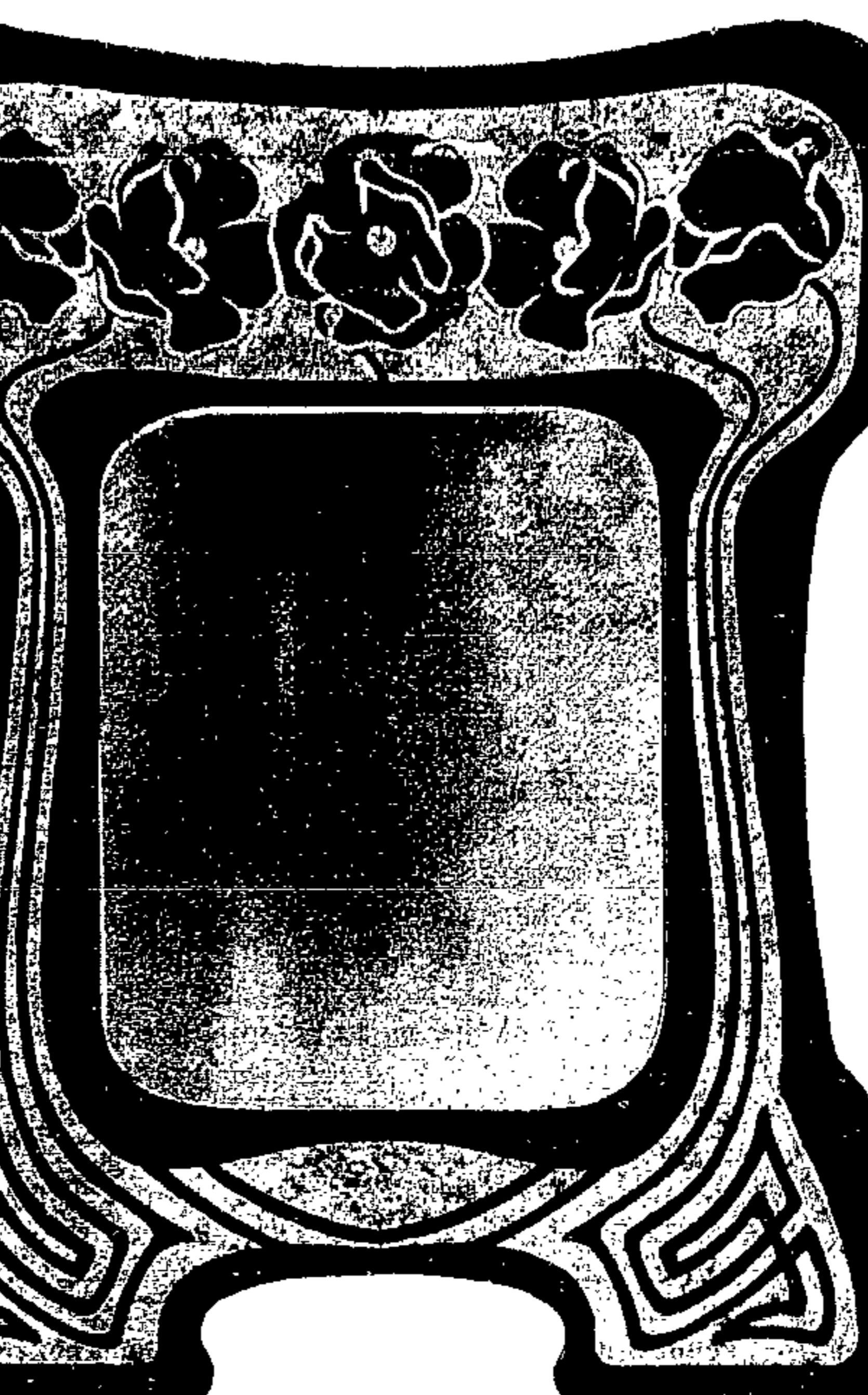
Blume, vielleicht eine zartrot gefönte Nelke. Sehe ich da die Blätter genau bis ins kleinste Detail? Ich sehe ein zartes Spiel seiner Nuancen; da wo die Blätter im Blütenkelch zusammengehen, sehe ich auf der Fläche in dunklerem Not glühende Farbepunkte, und da wo die Kelchblätter die Blume in sich aufnehmen, strahlt ein Bündel weißheller, bewegter Linien auf. Das ist der Eindruck der Erscheinung. Er bleibt als künstlerisches Motiv maßgebend. Als solches ergibt sich auf einer hellroten, bewegten Fläche eine abwechselnde Folge glühroter Punkte oder ein Strahlenbündel aufstrebender Linien, die gleichsam um ein helles Feuer zu flackern scheinen.

Oder: vor dem Fenster, das mit weißen Gardinen verhängt ist, stehen blühende Alpen weich in weißen Töpfen, so dicht, daß die Stengel und Blätter, die oben sich ausspielen breiten, sich zu berühren scheinen. Sieh dir nun diese bewegten Linien an, so sagt der Künstler, die die Stengel, die sich berühren, ergeben; es ist ein zarter Rhythmus darin, der sich wiederholt.

Und in dieser ganzen Linienfolge, deren brame Tönung diskret zurückhält, stehen oben helle, weißrote Punkte, die sich in den Höhepunkten immer wiederholen. Botanisch genommen sind es die Blüten. Aber soll der Künstler ein Botaniker sein? Soll er nun diese Blumen genau abzeichnen mit all der Präzision, die mehr gibt, als das Auge sehen kann? Dieser aufeinanderfolgende Rhythmus, ansteigende, braune Linien, die oben eine Krönung in hellroten Tupfen bekommen, um dann sich wieder zu senken, das ist in sich ein Motiv, und zwar ein Motiv, das Leben hat. Oder ein Strauß Schneeglöckchen, die im Wasserglocke stehen. Bartle, hellgrüne Linien, die oben sich in weißer Schönheit senken. Sie geben an sich das Motiv zu einem Fries. Und die Vorstellung, daß sie in branner Erde, in gelbem Laub stehen, schafft wie von selbst die Verbindung dieser Büschel in brauner Linien, die von einem zum anderen gehen. Die impressionistische Art der Japaner hat hierauf offensichtlich Einfluß gehabt. Die weitere Durchbildung muß dann dafür sorgen, daß nicht flüchtige Behandlung Platz greift. Sie muß dem Erfrischungsmotiv innere Struktur geben, ohne daß sich der feine Fleiß des Gezeiten aufhebt. Und je nach Technik und Material wird sich die endgültige Form der Verwendung prägen.

Möbel, solche Geräte durchtlingt, ist ein Teil von dem großen Lebensrhythmus unserer Zeit, der zugleich Kraft und Wändigung ist. Wie gesagt, es lebt etwas von der Ingenieurkunst unserer Tage in ihr; das ist das Moderne an ihr. Die konstruktive Tendenz unserer Zeit, die man

Ornament der Linie.



Spiegel. Realistische Verwendung des Naturmotivs.

Maschinenzeitalter genannt hat, kommt in ihr zum formalen Ausdruck.

Nun läßt sich noch im Farbigen, in der Erscheinung eine Erweiterung denken, die nach der materialischen Seite geht. Dies ist eine mehr der Gegenwart vorbehaltene Art und Weise, in welcher der moderne Mensch zu Worte kommt. Solch ein Künstler sagt etwa: Hier ist eine

Zum letzten Sinne gehen Natur und Kunst nebeneinander. Die Natur schafft Kunstloses und Nicht-Künstlerisches; sie hat noch andere Ziele. In der Blume, in der Blüte, in der Rinde des Baumes, überall gibt sie eine Gesetzmäßigkeit, die Schönheit wird; daneben aber läßt sie noch dem Überflüssig, dem Nicht-Nötwendigen manchen Raum.

Der Mensch ist selbst ein Teil der Natur; indem er sich ihr gegenüberstellt, wählt er aus; sowohl der Vorrat selbst, den ihm die Natur reicht, bereichert ihn; er lernt auch von dem Geist der Natur, dem Bauenden, Schaffenden. Weil er selbst Natur ist, wird er darum auch schöpferisch. Und vollzieht nun eine Wahl, die das Kunstlose scheidet von dem Künstlerischen und mit dem Gegebenen einen Umbildungsprozeß vornimmt. Im Kleinen wiederholt der Mensch das Gesetzmäßige der Natur; auch das Gesetzlose.

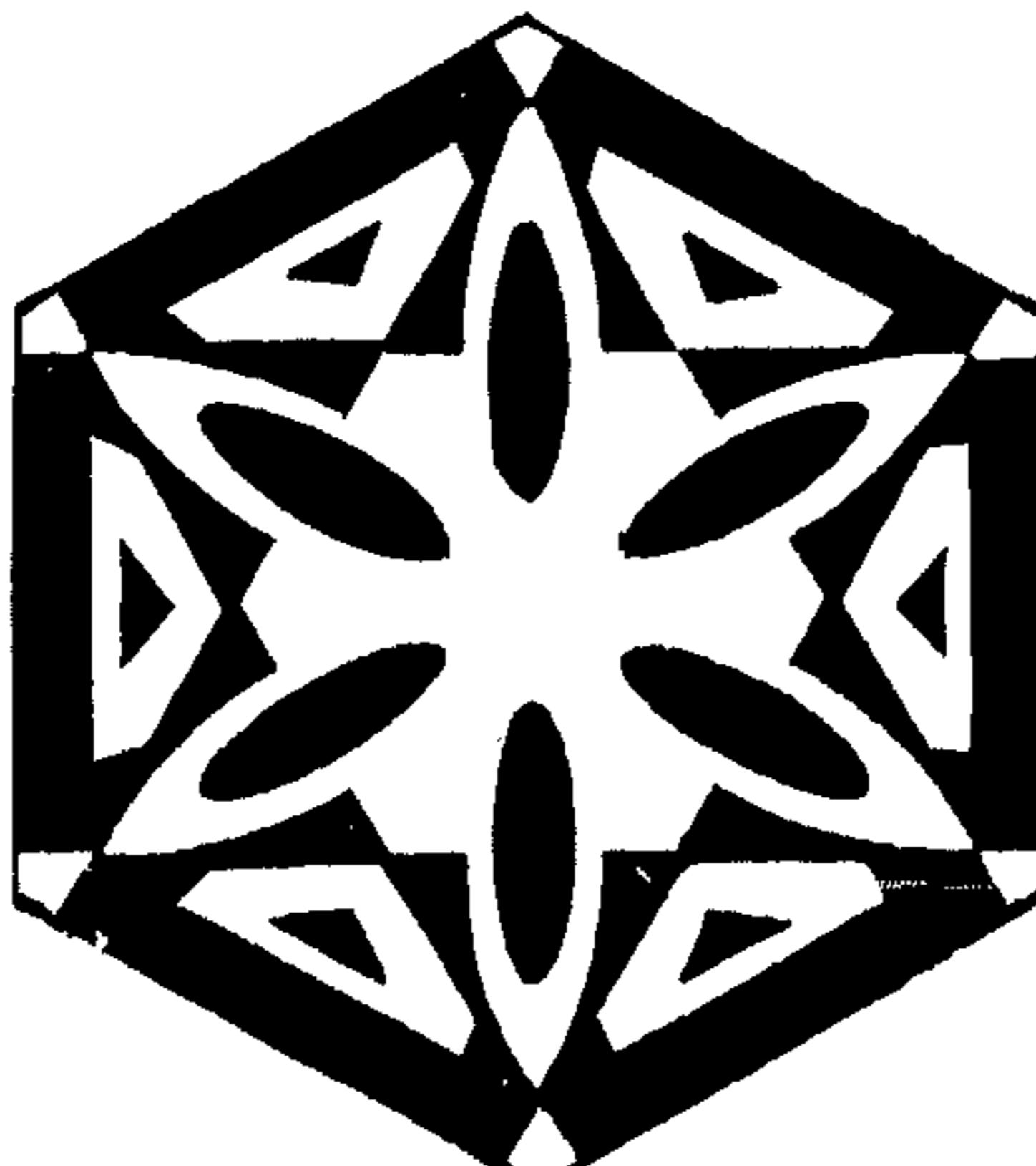
Abraham a Sancta Clara.

Von R. Conrady.

Die Kapuzinerpredigt im „Wallenstein“ hat einen merkwürdigen deutschen Schriftsteller vor der gänzlichen Vergessenheit bewahrt, der er sonst wegen der literarischen Mängel seiner Werke vermutlich außerhalb gefallen wäre. Goethe hat die Aufmerksamkeit Schillers auf den Verfasser von „Auf, Auf, ihr Christen“ gelenkt, jener zum Kampf gegen die Türken anstifternden Schrift aus dem Jahre 1683, die an zahlreichen Stellen der Schillerschen Kapuzinerpredigt zugrunde liegt. Abraham a Sancta Clara, wie der geistliche Verfasser jenes Aufrufs zum Kampf gegen die Feinde der abendländischen Kultur mit seinem Klosternamen hieß — Ulrich Megerle war sein Tauf- und Familienname —, ist vor nun 200 Jahren, am 1. Dezember 1709 in Wien, 65 Jahre alt, gestorben. Es lohnt sich, bei Gelegenheit dieses Gedächtnissages den Versuch zu machen, diese interessante Gestalt aus einem versunkenen Zeitalter wieder herauszubefechten und an der Hand ihrer eigenen Schriften weiteren Kreisen näherzubringen.

Wer weiter nichts von Abraham a Sancta Clara weiß, als daß er das Vorbild zum Schillerischen Kapuziner gewesen, der ist geneigt, sich ein Stereobild von dem bedeutenden Manne zu machen, ihn als bloßen Spähmacher oder gar Hanswurst im geistlichen Gewand anzusehen. Damit wird ihm aber nicht sein Recht. Freilich

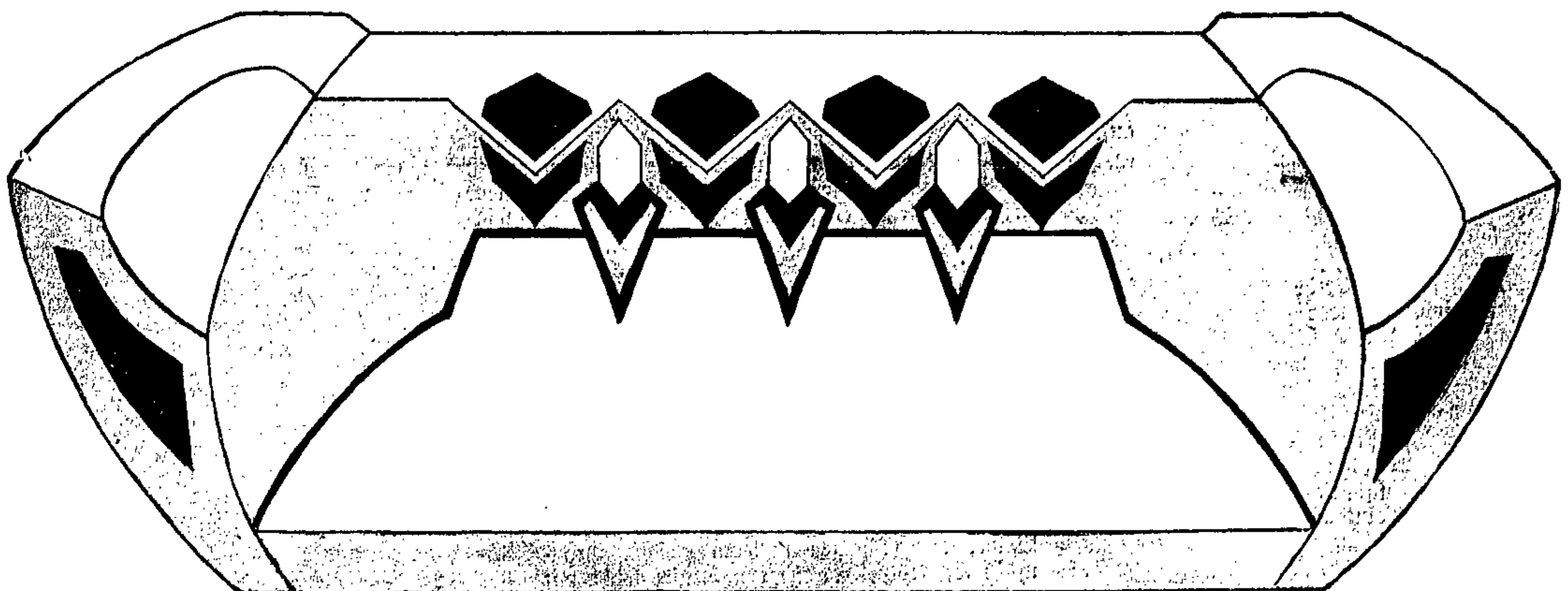
dem Protektorat eines Dheims, der katholischer Geistlicher war, und so war die Richtung auf den geistlichen Beruf von vornherein gegeben. Ulrich Megerle trat auch schon im Alter von 18 Jahren ins Wiener Kloster der Kartäuser-



Geometrisches Ornament.

mönche des heiligen Augustin als Novize ein und empfing hier den Mönchsnamen Abraham a Sancta Clara, der seinen einfachen schwäbischen Familiennamen ganz verdrängte. Wenn die

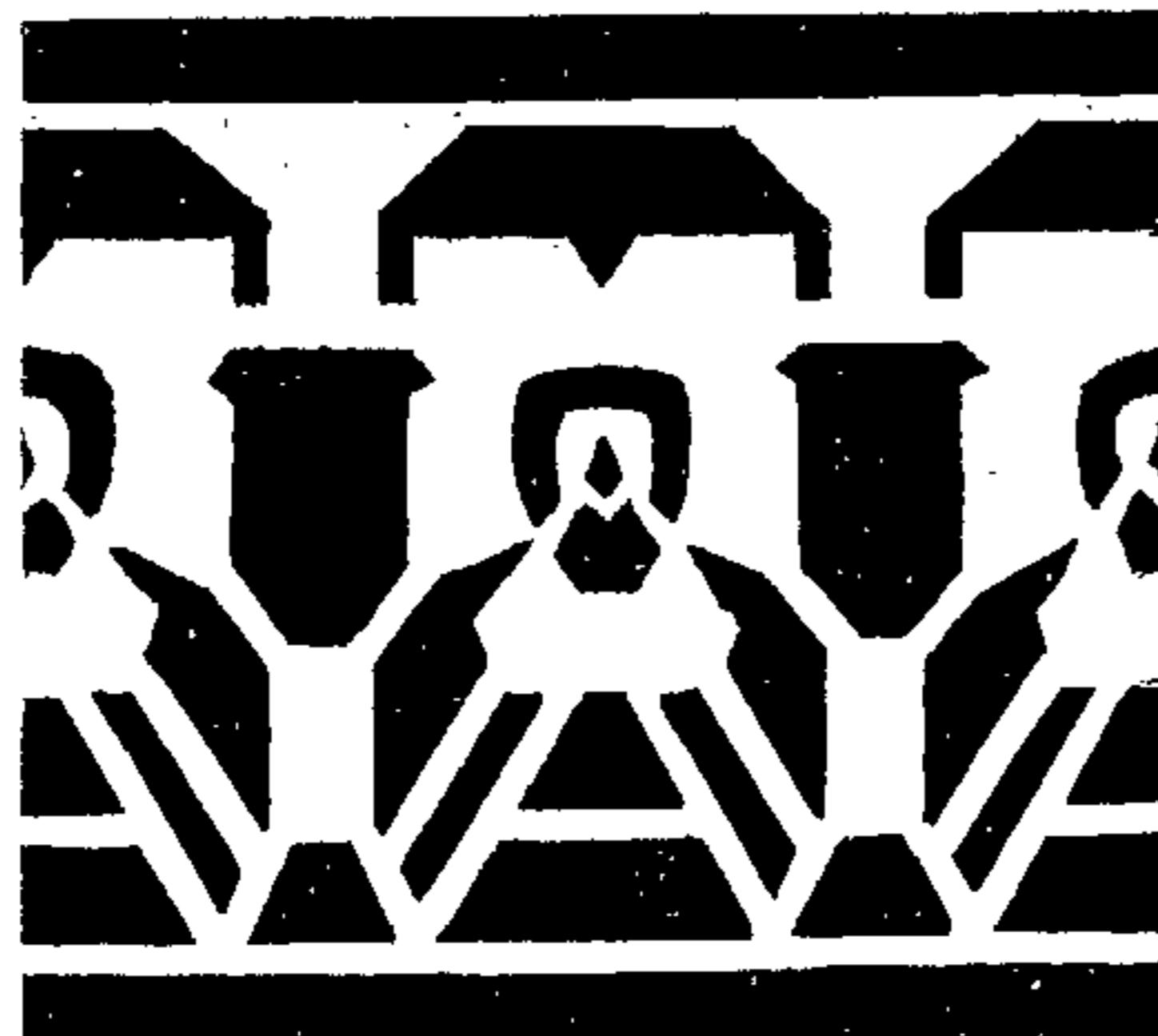
Jahre auf die Kanzel stieg, kam die humoristisch-satirische Ader in ihm bald zum Ausbruch, obwohl er ihr erst nach und nach mehr und mehr die Zügel schießen ließ, sehr oft in solchem Maße, daß die geistliche Einkleidung wie eine bloße Verkleidung ammet. Da Abraham, wie schon seine Schriften unzweckmäßig beweisen, ganz hervorragende rednerische Talente besaß, die ihn heute zweifellos zu einem bedeutenden Parlamentarier vermutlich nicht der Zentrums-Partei hätten werden lassen, so erwarb er sich rasch einen Namen, machte auch trotz seiner scharfen Zunge rasch Karriere und wurde 1677 sogar Hofs prediger in Wien. Das ist er, von einer mehrjährigen Unterbrechung durch eine Verlebung nach Graz abgesehen, bis zu seinem Tode im Jahre 1709 geblieben. Es ist die Vermutung aufgestellt worden, daß diese Verlebung eine Strafversetzung gewesen sei, daß Abraham deshalb in die Provinz habe wandern müssen, weil die über seine Reden erbitterten Höflinge den Kaiser Leopold I. so lange bearbeitet hätten, bis sie ihn dazu gebracht, die Entfernung des führenden Augustinerpaters anzubefehlen. Wenn dem so wäre, so könnte man sich nicht darüber wundern, und im übrigen muß man sich jedenfalls darüber wundern, daß der Habsburger ihm so lange die Stange gehalten. Leopold I. war sonst nicht eben ein großes Licht; daß er aber die Kuppigkeiten Abrahams passieren ließ, zeigt jedenfalls dafür, daß er ein ganzes Stück Maskenfreiheit zuließ: Es ist durchaus möglich, daß er den Mönch als eine Art von Spähmacher angesehen hat. Soviel aber



Entwurf für eine Jardiniere (Vorderansicht). Keramik

war in Abrahams Natur das humoristisch-satirische Element ein überaus hervorstechender Zug. Seine Schriften sind bis zum Übermaß und Überdruck voll von ähnlichem Späßen und Wortwitz, wie sie der Kapuziner in „Wallsteins Lager“ produziert. Aber er war kein bloßer Possenreißer, sondern ein Mann von beträchtlicher Begabung, unbestechlicher Wahrheitsliebe, großem Wissen, hervorragender Beobachtungsgabe und scharfer Menschenkenntnis. Und dazu ein Mann aus dem Volke, der sein Herkommen nie vergessen hat. Ulrich Megerle war am 2. Juli 1644 im Dorfe Krentheinstetten im heutigen badischen Amt Meskirch geboren. Er war aus einer leibeigenen Familie. Seine Eltern betrieben eine Gastwirtschaft. Als Kind hat er nach seinem eigenen Bericht „gar vielmals barschig unter den Schweinen, Gänzen, Enten, Hühnern usw. gestanden und sie gehütet oder ihnen sonst Kompanie geleistet“. Hernach kam er zur Schule, weiter zur Lateinschule in Meskirch und aufs Ingolstädter, später aufs Salzburger Gymnasium. Dies alles geschah unter

Klosterzucht etwa streng gewesen sein sollte, so war sie jedenfalls nicht instande, den Abraham offenbar angeborenen Sinn für Humor zu unterdrücken. Denn als der Klosterbruder nach einigen



Stiefmütterchen-Ornament. Nach einem Naturmotiv streng stilisiert.

ist sicher, daß den Höflingen die Reden des Hofs predigers ganz und gar über den Späßen gingen und daß er selber sich möglichst wenig auf das höfische „Glatteis“ getraute. In seinen Schriften hat er so wenig wie in seinen Reden aus seinem Herzen eine Mördergrube gemacht.

Höflingswesen gehört zu den Gegenständen, über die Abraham sich gern verbreitet, weil dabei der Mund von dem übergeht, dessen das Herz voll ist. Wenn er auf Hof und Höflinge zu sprechen kommt, dann läßt er alle Ehre spielen, über die er verfügt. In „Etwas für alle“, einer Reihe von Betrachtungen über alte möglichen Vernüsse, werden auch diese Herrschaften in Abrahams beißender Manier charakterisiert. Diesem merkwürdigen Hofs prediger zufolge muß jemand, der bei Hof sein Glück machen will, sein wie ein Hund, der fast einem jeden die Pfote gibt. Er muß sein wie ein Hahn auf dem Turm, der sich nach allen Seiten zu wenden versteht. Er muß sein wie eine Passauer Klinge, die durch lauter Rücken und Wiegen ihre Tückigkeit erwirkt. Er ist zwar ein Hofs mann, aber zugleich

Bürger der Stadt Leyden. Denn das Leid kann er nicht meiden. Er leidet an den Augen, absonderlich, wenn er sieht, daß ihm einer vorgezogen wird. Er leidet am Maul; denn er muß es gar oft gegen seinen Willen halten. Er leidet am Hals, weil er grobe Brocken schlucken muß. Er leidet an den Achseln, weil er stets auf beiden tragen muß. Er leidet an den Füßen, weil er mehr damit scharrn muß als eine Henne auf dem Misthaufen. In Abrahams berühmtester Schrift „Iudas der Erzschelm“ wird der Hof verglichen mit dem Schwemmtteich in Jerusalem, wo auch ein jeder der erste im Teich sein wollte. Man findet bei Hof Lauter Schneider, aber nur solche, die einem die Ehre abzuschneiden und einen Schandstiel anzuhängen suchen. Man sieht da lauter Führerent', aber nur solche, die einen hinters Licht führen, lauter Höchste, aber nur solche, die einem die Suppe versalzen. Es ist bei Hof ebensoviel Treue zu finden wie Speck in einer Judenküche. Bei Hof kann man sehen, daß es mitten im Sommer Eis gefroren, denn das Ausgleiten und Fallen ist da gar zu häufig. Man findet bei Hof wenig Metall, aber viel Erz, nämlich Erzdiele, Erzschelme, Erzbetrüger. Du wirst bei Hofe sehen, daß man alda die Mackende bekleidet, aber nur die Wahrheit; denn sie darf dort nicht bloß erscheinen. Uebel zugerichtet kommt die Wahrheit von Hofe zurück: sie hat hinein gewollt, ist aber von der trohigen Hofwacht ganz ungestüm abgewiesen. Von Liebe ist bei Hof nicht viel zu finden, um so mehr aber von Reid. In ebenso reichlicher Menge wie der Reid ist die Schmeichelei bei Hof zu finden. Da winnelt es von Ohrenkütern, Achselträgern, Doelbögeln, Taschen, Maulmächer, Bungendreschern, Schlüsselgeizern, Kuchenmüllern, Hoffabben. Viel Unglück kommt aus dieser Wurzel, wie ganze hochfürstliche Höfe erfahren haben und noch erfahren. Und so fordert Abraham die großen Herren zur Verjagung solcher Hofskaten auf.

Das hinderte ihn aber nicht, die Wahrheit zu sagen, selbstverständlich soviel er sie kannte. Man wird bei ihm eine Menge von Wundergeschichten finden, die uns ohne weiteres als Unwahrheit einleuchten. Daraus folgt aber nicht, daß sie dem Erzähler auch als solche erschienen sind. Er war eben mit seiner Zeit, seinem Beruf, seinem Wirkungskreis in hohem Maße abergläubisch. Wir finden ihn im Hexenglauben besangen und von dem Wunsche besetzt, daß diese Unholdinnen so rasch wie möglich dem Scheiterhaufen überantwortet werden sollen. Er glaubt an die Vorbedeutung von Kometen und ist der Steridenterei im ganzen nicht absolut abgeneigt. Sogar Träume hält er nicht unbedingt für Schäume. Er unterhält auch ein Vorurteil gegen Ketzer, wenn auch kein bösartiges. Soweit ihn aber nicht konfessionelle oder allgemeine Vorurteile verblendeten, liebte er die Wahrheit aufrichtig und war bestrebt, sie offen herauszusagen: in seinen Predigten, wie in seinen zahlreichen Schriften, die meistenteils auch nur gedruckte Predigten über alles Mögliche sind. In der Hauptrolle wollte er stützlich bessend auf seine Zeitgenossen einwirken, und er gedachte dieses Ziel am besten zu erreichen, indem er die bittere Wille der Moralspredigt annehmen überzuckerte, allerlei spaßige Geschichten, illustrierende Anekdoten einstrente und alles mit goldenem Humor einsetzte. Sein Witz ist nun in großem Maße Wortwitz, und er treibt es damit bis zum Exzeß, bis zur Geschmacklosigkeit. Nächstdem wird der Geschmack an Abrahams Schriften noch weiter beeinträchtigt durch die ungehöfliche Notizengeliebsamkeit, die sich fast überall eingestreut findet. Alles das hindert aber nicht, daß neben einer Menge von Spren auch eine Menge wertvoller Frucht sich bei ihrer Deküte ergibt. Die Ernte kommt in erster Linie dem Kulturhistoriker zugute. In zahllosen Charakterzügen und Geschichten aus dem

Leben, die Abraham der damaligen Wirklichkeit abgelauscht hat, sehen wir das ganze deutsche Leben jener Zeit wiedererstehen, wie der Wiener Prediger es geschaud hat. Seine Schriften stellen eine unerschöpfliche kulturgeschichtliche Fundgrube dar, und dabei kommt allemal auch auf seine Rechnung, wer Sinn für Komik hat, so z. B. bei der großen Menge von Auslassungen über das Familienleben der damaligen Zeit.

Die Ehe ist ein Lieblingsthema Abrahams, und zwar besonders, wie leicht begreiflich bei seinen humoristischen Neigungen, solche Ehen, die nicht eben im Himmel geschlossen sind. Er empfiehlt dringend, bevor man sich ewig bindet, sorgfältig zu prüfen, ob man zusammenpaßt, und sich nicht etwa zusammenkuppeln zu lassen, sich auch nicht durch Müßigkeiten wie auf Geld und Gut bestimmen zu lassen; sonst kann man hernach bitter enttäuscht sein, wenn man anstatt eines Paulen einen Faulen, anstatt einer Dorothee ein Ich und Weh, anstatt einer Sybill eine Pfeffermühl heiratet: „zuvor muß man alles erwägen, auf daß man nicht auf dem Kloßmarkt einen Esel einhandelt und Rüben für Mettich einkauft“. Die Missgriffe sind aber sehr häufig, und Abraham schildert manche Szene aus Ehen, die nicht ganz harmonisch verlaufen, wo sie ihn mit Galgenvogel, plumper Esel, fauler Hund, harter Büffel anredet und er sich mit Bestia, Rott, Diebsvieh, giftige Schlange, Tenselsaas und dergleichen Liebenswürdigkeiten mehr bedankt. Ein böses Weib ist ein Schiffbruch ihres Mannes, ist ein steter Wetterhahn im Hause, ist eine übelstaudende Klapperbüchse, ist ein fränkischer Stiefelbalg, der alleweil geschnürt werden muß, ist ein Zugsplaster des Geldbeutels, ist ein ewiges Blas-mich-an, um nur einige von Abrahams Bezeichnungen für Xanthippen mitzuteilen. Eine erbauliche Eheszene schildert er einmal also, offenbar nach dem Leben: Nachdem sie ihn mit tausend Schimpfworten überhäuft hat, fragt er sie zuletzt, ob sie sich nun nennigsam gereinigt und purgiert habe. Ja, sagt sie, was dann? Darauf gibt er ihr eins ins Gesicht, daß aus der Nase das Blut heraus spritzt. Also recht, sagt er, auf ein Purgier gehört ein Aderlaß. Solche Nothheiten mißbilligt nun Abraham aufs entschiedenste. Er empfiehlt den Männern, gimpflich mit ihren Frauen umzugehen, weil sie mit freundlicher Ermahnung mehr Nutzen schaffen würden als mit harten Streichen und Prügeln, womit man öfters mehr Teufel hineinschläge als heraus. Ein andermal nennt er die Männer, die ihre Weiber mit Schlägen regieren wollen, thranische Haustölpel, da sie den Teufel leicht mit guter Manier austreiben könnten, wie David Sauls bösen Geist mit seinem Harfenspiel vertrieb. Manche Frau bekommt einen Mann, der dem Himmel gleich ist, d. h. alle Tage sternvoll. Die Frau, die einen solchen Saufaus geheiratet, der von einem Wirtshaus ins andere fliegt, die tut unserem humoristischen Prediger wirklich Leid. Hingegen fühlt er auch mit jenem Mann, dessen zänkisches Weib schwer frank wurde und dabei in eine so tiefe und lange Ohnmacht fiel, daß die Arzte sie für tot hielten. Sie wurde in den Sarg gelegt und zu Grabe getragen. Wie aber die Träger mit dem Sarg an einem Eichhaus vorbeigingen, stießen sie aus Unvorsichtigkeit heftig an. Da erwachte das Weib aus seinem Scheintode und lebte dann noch Jahr und Tag. Als sie nun endlich starb und alles zum Begräbnis gerüstet war, auch die Leichenträger schon ins Haus kamen, da rief der trauernde Ehemann sie beiseite und bat sie, unter Angelobung eines guten Trinkgeldes, um Gottes willen nicht wieder anzustoßen. Folgende Verse Abrahams in seiner Schrift über die Wiener Pest von 1679 behandeln die Unmöglichkeit in der Ehe:

„Will er sauer, so will ich süß,
Will er Mehl, so will ich Gries,
Schreit er Hu, so schreit ich Ha,
Ist er dort, so bin ich da,
Will er essen, so will ich fasten,
Will er gehen, so will ich fasten,
Will er recht, so will ich link,
Sagt er Spaz, so sag ich Finz,
Ist er Suppen, so eß ich Broden,
Will er Strümpfe, so will ich Socken,
Sagt er ja, so sag ich nein,
Gaufst er Vier, so trinkt ich Wein,
Will er dies, so will ich das,
Singt er den Alt, so singt ich den Vas,
Seht er auf, so sitz ich nieder,
Schlägt er mich, so krab ich wieder,
Will er hü, so will ich holt,
Das ist ein Leben, erbarm es Gott!“

Unter die Sörer des Chorfriedens rechnet Abraham gewiß auch den „Modetensel“, der die hohen Hauben aufgebracht hat, die hohen Meierbüchse, die Wiedehopfstracht. Wenn man die jungen Damen gepaßt einhergehen sieht, da kommt eine mit gekräuselten Haarlocken, worin 600 Pfaster Seidenbändel eingesloten, daß man einen halben Tag braucht, um das Ganze wieder abzuhaspeln. Eine andere hat ihre Gesicht drei Tage lang mit Gesellsmilch gebeizt und Schönheitspflasterchen auf ihren Wangen angebracht. Da steht eine, die ihre Lenden zusammengepreßt hat, daß ihr schier der Atem vergeht. Eine jede macht die neue Mode mit. Was eine tut, tun alle anderen nach: „Trägt eine ein neues Zeug, so trägt es die andere auch und bedeckt ihre Mistkrippen mit dem gleichen Überzeug.“ Alle Nasen lang kommt so eine neue Mode auf. kaum vierzehn Tage, sagt Abraham einmal übertreibend, können die Weiber ein neues Kleid tragen; fast alle Oktober hält die Mode einen neuen Einzug. Auch für die Herren, die für sein gelten wollen, besteht die Tyrannie der Mode. Die Huttracht zum Beispiel wechselt nicht nur bei Damen, sondern auch bei Männern. Ein Hutmacher muß fast einen Doktor abgeben und stets auf neue Modelle denken. Bald ist ein Hut hoch wie ein Butterfaß, bald niedrig wie ein Holländerkäse, bald breit wie eine Schießscheibe, bald schmal wie ein Hafendeckel, bald zugespitzt wie eine Papierdüte, bald zusammengedrückt wie ein Gugelhupf, bald zottig wie eine Pferdedecke, bald glatt wie ein Maulwurf, bald schwarz wie ein Tintenfaß, bald weiß wie ein Mehlsack, bald braun wie ein Gerberbottich, bald grau wie ein Schwalbennest, bald grün wie eine Laubblätte, bald rot wie ein Hahnenkamm. Stattdurch viel Köpfe, viel Sinne, könnte man auch sagen: viel Köpfe, viel Hüte. Denn es gibt große und kleine, dicke und dünne, schwere und leichte, gerade und gebogene, gute und schlechte, teure und wohlfeile, ja sogar gescheite Hüte auf nördrischen Köpfen. Die Moden kommen hauptsächlich aus dem Ausland. Die Reisen der jungen Edelleute bringen alle möglichen neu-modischen Sachen ins Land. Es gibt Modehüte, Modeperücken, Modefragen, Modestrümpfe, Modeschuhe, Modebänder, Modeköpfe, Modenhosen, Moderöcke. „Wenn ich alle Moderöcke von 24 Jahren beieinander hätte, ich wollte damit fast einen Vorhang vor die Sonne machen, daß man bei Tage müßte mit der Laterne gehen.“ Spaßig ist auch, was Abraham über die Barttrachten sagt. Auch da spielt die Mode eine große Rolle. Dermaßen findet man wenig Bart, sondern nur Bartl, die oft so scharf zugespitzt sind, wie der feinsten Miniaturenpinsel. Bald reibt und treibt man den Bart aufwärts, daß die Haare wider Willen bergauf stehen müssen. Bald wendet man sie herab, daß sie einen halben Mondschein nachlassen müssen. Bald zieht man ihn beiderseits so aus wie die angenagelten Hühnergeier am Jägerhaus, dann sieht man wieder alte Gecken, die nur zwei winzige Haarbüschel unter der Nase haben, daß sie also zeigen, der Grund sei nichts nutz, weil so wenig Gras wächst.

(Schluß folgt.)

Der Defraudant.

Erzählung von Hans Ottwald.

(Fortsetzung)

Strüwing wurde umringt von seinen Anhängern. Geseritz dankte ihm, daß er so energisch für die Klärung der abschrecklichen, ungeheuerlichen Angelegenheit eingetreten sei. Da nahm er dessen Hand und sagte tiefbewegt:

„Es ist mir eine Freude, so für die Ehre und das Wohl der Gesamtheit einzutreten; wenn man sich auf Männer verlassen kann, die fest und unentwegt zueinander stehen!“

Der Tischler sah ehrerbietig zu ihm auf.

„Und ich glaube, daß ich mich auf alle Herren verlassen kann?“ fragte Strüwing.

„Wollt' Wollt' dat verstet sich! - Zimmer!“

Ein weisshaariger Altebürger aber, der lange stoch, zog den Schuhmacher Hoppe in eine Ecke:

„Löff eins. Wat will denn Strüwing?“

„Dan, he sagt, dat soll gleich untersucht werden.“

„So - oh weh!“ Er schmatzte mit den Zingern, bis sich dann aber rasch auf die Zunge und nickte: „Dan - ja! . . . Und denn?“

„Weiß ich nicht!“ Hoppe zwinkerte mit den Augen und sah dem Alten ins Gesicht. Die weißen Haare fielen in Strähnen über die hohe glatte Stirn. Die großen runden Augen wurden von buschigen Augenbrauen beschattet, die dem Kopf doch nicht das treuherzig-kindliche nahmen, mit dem der alte Koch in die Welt schaute. Verdächtig fragte er:

„Na, nu hör eins, wat kann denn da passieren, wenn eins nich genug belast hat?“

„Ja - wech ic!“ machte Hoppe und zog die Schultern in die Höhe. „Aber, sieh eins, ich habe gehört, von einem Kaufmann, der hatte nicht genug Steuern berappt. Und als dat rausgekommen is, haben se ihn uss zwee Jahre eingestellt. . . Dat gloobe, zwee Jahre Bucht haus!“

„Wat de segast!“ Der Alte sah in die Höhe und rieb mit dem Handrücken seine glatte Backe.

Mit einem Zwinkern in den Augen log Hoppe weiter:

„Dan - und denn haben sie ihm zehnmal so viel vom Vermögen konfisziert, als er Steuern zu wenig bezahlt hatte.“

„Teimnal so veef?“ Dem Alten blieb der Mund offen stehen.

„Ja - wat willste machen? . . . Wenn der Staat kommt und sagt, nu müßte - na, denn müßte eben. Und wenn Du nich so hast, als Du müßtest, müßte zehnmal soviel!“

„Dat scholl woll so find!“ nickte der Alte nachdenklich. . . . Plötzlich juckte er auf, verkniff sein Gesicht und fragte pfiffig: „Nu sage mal Hoppe, is dat oof wahr? Teimnal so viess?“

Mit ernster, wichtiger Miene antwortete Hoppe: „Dat versteht sich doch von selbst . . . Und wenn ich nich ganz verbüstert habe, denn habe ich schon mal gelesen, sie haben einen alles weggenommen.“

„Wat - alles?“

„Ja wollt' Alles! . . . Hans, Pferd und Wagen, Kuh und Schweine - alles!“

Bernib, der neben Hoppe stand, sagte:

„Na - Willem, et könnte doch find, dat irgendeener sich de Händ an die Steuer vergoldet hat.“

„Siehste, Karl, da hastest Recht! . . . Aber lasz dat keinen hören. Du weißt doch, se haben einen bald am Schlafittchen.“

„Schnickschnack! Ich muß doch sagen, wie ist über die Sache denken dhul . . . Dan, jan - nee, nee - klar is die Sache nich! Wat, Koch?“

Der Alte nickte: „Dat is nich klar!“

Da kam der Bürgermeister mit seinem Dienstmädchen herein, das zwei Stehlampen auf den Tisch stellte und hinausging, nicht ohne von

diesem und jenem in die prallen Arme gezwickt zu werden.

Der Bürgermeister setzte sich; als die andern ihn laufen sahen, ließ ihnen das Wasser im Mund zusammen. Auch sie wollten eine Erfrischung zu sich nehmen. Aber der Bürgermeister kannte sie - dann kamen sie in Kraeklstimung wieder. Er mußte sich eine Weile mit ihnen herumstreiten. Geseritz hatte wieder den Worten seines geehrten Vorredners nichts hinzuzufügen. Und Niße erklärte, daß die andern schon das gesagt hätten, was er zu sagen hatte. Als nun über die Steuerunterstellungen beraten werden sollte, wußte niemand etwas zu sagen - bis sich Hoppe erhob:

„Ich glaube, es ist wohl das beste, wir bitten unsern Steuereinnehmer Herrn Klähn um Aufklärung. Herr Klähn ist ja im selben Hause. Vielleicht holt ihn jemand?“

„Ich bitte uns' Wort!“ rief Geseritz. „Ich habe ja eigentlich den Worten meines geehrten Herrn Vorredners nichts hinzuzufügen. Doch möchte ich Sie bitten, dem Antrag des Kollegen Hoppe zuzustimmen!“

„Herr Niße hat das Wort!“ machte der Bürgermeister mißtunig und gelangweilt.

Niße erhob sich: „Dat wollte man bloß segnen, dat ic uss' Wort verzichten kann, da -“

„Schluß der Diskussion!“ schrie ein kleiner bürgerlicher Rentier, den der Hunger plagte.

Sofort schnellte Strüwing hoch und sprach:

„Wir dürfen unmöglich schließen, da sicher noch Meinungsäußerungen zu erwarten sind.“

„Woll, woll!“ lönnte es von allen Seiten.

„Da die Mehrheit weiter zu verhandeln wünscht, lasse ich darüber gar nicht erst abstimmen“, beschwichtigte der Bürgermeister die Aufgeregten. Wer hat noch was zu bemerken?“

Er sah sich um. Alle sahen still. Hoppe grinste.

„Ja - ich denke Sie wollten noch sprechen?“ fragte der Bürgermeister.

Niemand antwortete.

„Heer Strüwing - Sie?“ Der Bürgermeister sah ihn groß an.

Aber Strüwing schüttelte den Kopf.

Der Bürgermeister sah sich noch eine Weile die Gesichter an. Dann begann er:

„So vorteilhaft auch mir der Vorschlag des Herrn Hoppe erscheint - aber - Herr Klähn ist doch Partei. Er hat mit den Stundungen zu tun gehabt. Und da -“

„Schluß der Diskussion!“ rief der Rentier, dem der Magen laut knurrte.

„Darum beantrage ich,“ fuhr der Bürgermeister fort, „wie machen erst einmal eine Eingabe an den Herrn Landrat und suchen die Sache in Stille zu erledigen.“

„Das wäre das Beste!“ rief Strüwing und strich sich wohlgesäßt den Bart.

„Zawoss! Woll, woll!“ riefen die andern.

Der Bürgermeister sah mit vornüber geneigten Kopf halb verächtlich, halb zufrieden um sich und fügte hinzu: „Meiner Meinung nach haben ja alle Thorstädter Bürger ihre Verpflichtungen erfüllt - und der Herr Landrat wird gewiß sein Bedauern über die Verdächtigung aussprechen -“

„Schluß der Diskussion!“ rief der kleine Rentier wieder.

Seine Nachbarn schrien ihn an, er solle still sein.

Geseritz gab auch diesmal seine Zustimmung zu erkennen.

Niße konnte auch nicht schweigen und erklärte abermals, sein Vorredner hätte bereits das gesagt, was er zu sagen hätte.

Da stand jedoch Hoppe auf: „Halt, meine Herren! Ich halte es für klüger, das eine zu

tun und das andere nicht zu lassen. Das Schreiben an den Herrn Landrat das übrigens bei nahe aussieht wie eine Verfuscung - Ach, regen Sie sich doch nicht immer so auf, Herr Strüwing! Das stört die Nachtruhe!“ Mehrere Gemeinderäte sicherten. „Ich habe ja nichts gegen Sie gesagt. Sie wollen doch keine Verfuscung? -

„Na also!“ machte er ironisch, als Strüwing den Kopf schüttelte, und setzte sich: „Also fragen und schreiben!“

Geseritz redete sich: „Auch ich bin der Meinung, wir sollten alles tun, um Thorstadt die Ehre wiederzugeben und die ungeheuerliche Beschimpfung abzuwaschen. Tun Sie das eine und lassen Sie das andere nicht!“

Alle lächten und stimmen ihm zu, so daß Niße, der wieder seinen Zorn herbeitele, nur nicht zu Worte kam.

„Abstimmung!“ rief der Rentier, der schon die knochigen Hände gegen den unruhigen Magen preßte. Alle hoben die Hand hoch, nur Strüwing nicht, der verdikt den Bürgermeister ansah.

Der zuckte die Achseln: „Ja - Sie wollen also Herrn Klähn fragen?“

„Zawoss!“ antwortete Tischler Geseritz. „Sofort, wenn ich bitten darf.“

„Schluß der Diskussion!“ rief der kleine Rentier hinterdrein.

„Was soll denn das?“ fragte der Bürgermeister verweisend.

„Na - ich habe doch solchen Hunger!“ meinte der Rentier.

Alle lachten. Hoppe rief:

„Denn müßte essen!“ Nach einem Hin- und Herreden wurde Geseritz beauftragt, den Steuereinnehmer herbeizuholen. Mit der ganzen Feierlichkeit des ihm übertragenen Amtes ging der Tischlermeister und Gemeinderat hinaus nach dem Zimmer, das die Stadtverwaltung dem Steuereinnehmer in dem übergrößen, weitläufigen Rathaus eingeräumt hatte. Das Gebäude stammte aus der Zeit, da die Stadt noch mit Wall und Graben umgeben und das Rathaus ein Castell war. Damals gingen die Handelswege nach dem polnischen Osten über Thorstadt und die Stadt wuchs. Jetzt aber füllte sie nicht mehr die alten verfallenden Trümmer aus. So blieb im Rathaus reichlich Platz für alle Behörden.

Steuereinnehmer Klähn stand in seinem dunkelnden Zimmer am Fenster und rauchte eine Zigarette. Mit seinen Augen folgte er den Paternenzündern, der auf dem Marktplatz von Paternenzahl zu Paternenzahl gingen, die Leiter anlehnte, hinaufkletterte und die Petroleumlampen anzündete. Als der Alte mit seiner Leiter hinter der Kirche verschwand, wendete sich Klähn nach der Seite, wo an dem breiten Haustor eines mit gotischem Treppengiebel bedeckten alten Hauses eine bunte Paterne glühte.

Hinter den hohen, kleinen quadratischen Fenstern zeichnete sich der Umriß einer üppigen Frau ab. Dort verkehrten an den Markttagen die Gutsbesitzer und reichen Bauern. Die jungen Beamten hatten dort ihren Stammtisch und wurden von den Töchtern der dicken Wirtin bedient. Klähn selbst verkehrte seit einiger Zeit wieder in der „Post“ - gerade wie in seiner Junggesellenzeit. In seiner Wohnung war es ihm seit Monaten nicht mehr gemütlich genug. Seine Frau war so sonderbar zu ihm. Er glaubte, ihr einen Gefallen zu tun, wenn er so wenig wie möglich im Hause war. Schließlich - wer weiß, ob sie ihn nicht betrog. -

Wenn der Junge und die beiden Mädchen nicht gewesen wären - und der Skandal . . .

Er bekam Sehnsucht nach der molligen Zofe am Ofen in der „Post“. Ihn fror im nüchternen Altenzimmer. (Fortsetzung folgt)

Nachthymne.

Des Lebens Kampf lärm ist verklungen,
In sattem Schlafe ruht die Welt,
Von Schöpfungsträumen sind umschlungen,
Vom Glanz des Mondes sanft erhellt.
Die Welle, die getobt am Tage,
Rollt lach und schlummerträg zum Strand:
Es zieht vom matten Murmurschlage
Ihr silberfeiner Klang ins Land.

Ein Nachhall ist's, ein Ton aus Eden,
Dem sehnlich Mutter Erde lauscht,
Die längst um Schmerz und blut'ge Fehden
Den Himmelsfrieden hat vertauscht:
Der harfentönig einst durchhalste
Den unermess'nen Urveltdom,
Bis Rains Fluch des Mords erschallte,
Erbltend jenen Gnadenstrom . . .

O Nacht mit deinen Sternenreigen
Voll feierlicher Wunderpracht:
Wie oft hat nicht dein hehres Schweigen
Mir Friede ins Gemüt gebracht!
Du bist der Menschheit ew'ge Mahnung
An sünd'ger Regung Herzenschlag,
Und trägst in dir zugleich die Ahnung
Vom künftigen Erlösungstag.

Ernst Kreuzerstl.

Fährtenabdrücke vorweltlicher Tiere. Vor rund 80 Jahren meldete der englische Naturforscher Dunkan, daß er auf den Platten eines Steinbruches des sogenannten Bunftsandsteins, bei Corncolle-Muir in Dumfrieshire vorweltliche Tierfährten entdeckt habe. Man kann sich denken, daß die Nachricht großes Aufsehen, aber aufsangs auch vielen Widerspruch erregte. Bald jedoch stellte sich die Zweifellosigkeit der Tatsache und die Richtigkeit ihrer Deutung heraus. Seitdem hat man in Europa und in Nordamerika an vielen Orten dergleichen Tierfährten gefunden, immer aber in Gesteinen sehr hohen Alters, namentlich in den Schichten des Bunftsandsteins und einem anderen Sandstein, welcher vielleicht noch älter als die Steinkohlenformation ist, für welche Humboldt ein Alter von acht Millionen Jahren berechnet hat. Die Gesteine sind meist in Platten von möglicher Größe sich absondernde Sandsteine, und an diesen Platten, wenn man sie voneinander abhebt, findet man die Fußspuren auf der Oberseite derselben verlest, auf der Unterseite der nächst darüberliegenden Schicht aber erhalten, so daß immer der erhaltene Fährtenabdruck in den vertieften der nächst unteren Platte paßt. Dieser Umstand führte sehr leicht auf die Erklärung der Entstehungsweise dieser Abdrücke. Diejenige Ebene, in welcher die aus dem Steinbruche gewonnenen Platten vertiefte Fährten zeigten, war einstmals die Oberfläche einer Weltlichkeit von schlammiger oder schlammig-sandiger Beschaffenheit, auf welcher die darüber laufenden Tiere ihre Fußspuren zurückließen. Später, nachdem dieser Schlamm mit den Fährtenabdrücken erhärtet war, wurde, wahrscheinlich vom Wind, Sand darüber geführt, der später von einer bindenden Flüssigkeit durchdrungen, allmählich zu festem Gestein umgewandelt wurde und nun natürlich die erhaltenen Abdrücke jener vertieften Fährten zeigen muß. Der Unterschied zwischen der bedeckenden, sandsteinartigen Masse und der feinen tonigen Masse, in welcher die Fußabdrücke sich bildeten, macht es leicht erklärlich, daß sich die Steinplatten gerade in der Ebene leicht voneinander abheben lassen, in welcher die Fährten liegen. Um dies ganz zu verstehen, brauchen wir nur einmal nach einem starken Gewitterregen die Anscheinung, den Bodensatz einer großen Pfütze zu untersuchen, nachdem sich das Wasser teils durch Einsickern in den Erdboden, teils durch Verdunstung gänzlich verloren hat. Wir werden da zuerst ganz feinen seltenen Schlamm und je tiefer, desto mehr eine gröbere, sandige Masse finden. Lässt sich nun über einer solchen Anscheinung eine andere ganz gleiche ab, so müssen beide eben durch die feine schlammige Oberfläche der unteren voneinander getrennt sein, und wenn dann beide vollkommen ausgetrocknet und erhärtet sind,

* Aus „Rosauer“. Lyrische Gedichte. 2d. Hoffmann-Berlin.

Machdruck des Inhalts verboten! Verantwortl. Redakteur: E. Salomon-Lessen in Berlin (Nieder-Schönhausen). — Verlag: Hamburger Buchdruckerei und Verlagsanstalt Paul Zinger & Co., Berlin SW. 68.

so müssen sie sich gerade in dieser Schicht am leichtesten voneinander ablösen lassen. Daß diese Deutung der Entstehung dieser verliesten und erhaltenen, einander entsprechenden Fußspuren richtig sei, wurde noch durch einen anderen Umstand bestätigt. Beobachtlich findet man auf der Unterseite der betreffenden Sandsteinplatten, außer den erhaltenen Fußspuren, noch ein Maschenwerk von erhaltenen Blüsten. Dies sind offenbar die Ausfüllungen, die Abgüsse von Sprüngen, welche durch die Ausstrohung in der vielfach bestehenden schlammigen Schicht, in welcher vorher die Tiere ihre Fährten abgedrückt hatten, entstanden waren, wie dies jeder im Sommer auf dem ausgetrockneten Schlammgrunde abgelassener Teiche oder ausgetrockneter Tümpel und Bachen hundertmal schon gesehen hat.

Die Entstehungsart dieser Fährten war also bald erkläri und ebenso das, daß die erhaltenen Abgüsse derselben besser erhalten waren, als die vertieften Fährten selbst; denn letztere waren in seinem leichten zerstörbaren Schlamm eingedrückt gewesen, während die Ausfüllung durch Sand erfolgte, der sich allmählich in festen Sandstein umwandelt. Nachdem dies erklärt war, galt es nun zu erraten, von welcher Tierart diese Fährten wohl herrühren könnten; denn auf auffallenderweise hat man bis heute in den Schichten, welche die Fährten zeigen, nur äußerst wenige Leberreste von ihren mutmaßlichen Urhebern gefunden, die nicht entfernt ausreichen, um daraus die Gestalt derselben zusammenzusetzen zu können. Dem hohen Alter der Gebirgsart nach könnte man nicht daran denken, die Fährten, von denen einige handförmig waren, auf Säugetiere zu beziehen, die erst viel später die Bühne des Erdenslebens betrat. Die Deutung, daß es sich bei diesen handförmigen Fußspuren um Fährten von frischähnlichen Amphibien handele, war daher leicht genug und hat sich durch spätere Auffunde und durch die Vergleichung aufgefundenen Knochen und Zahne der mutmaßlichen Ursprungstiere mehrheitlich bestätigt. Noch leichter zu deuten, aber gleichzeitig noch viel überraschender waren aufgefundene Vogelfährten, nicht nur weil Versteinerungen von Vogelüberresten ziemlich selten sind, sondern weil man diese hochentwickelte Tierklasse nicht in so frühen Gebirgschichten vermutet hatte. Um so mehr sezierte diese Vogelfährten in Erstaunen, als sie zum Teil auf riesenähnliche Vögel hinwiesen, die unseren afrikanischen Strauß um mehr als das Doppelte übertreffen. Auf hinzüglich großen Platten kann man stets die zusammengehörigen Fährten des Ganges eines Tieres nachweisen, die der rechten und linken Vorder- und Hinterfüße, die zuweilen sehr verschieden groß gewesen sind.

h. b.

Malzextrakt. Die an Blutarmut, Bleichsucht, Ernährungsstörungen und dergleichen leidenden, hauptsächlich weiblichen, Mitglieder von Krankenkassen erhalten vielfach statt einer „Medizin“ vom Arzte ein dickflüssiges braunes, angenehm schmeckendes Präparat — Malzextrakt — verordnet. In dieser Form ist Malzextrakt zuerst von dem Chemiker Liebig dargestellt worden. Als Ausgangsprodukt für seine Darstellung dienen die Keime stärkemehlhaltiger Körnerfrüchte, besonders der Gerste. Das Stärkemehl enthält, wenn es in Malz verwandelt ist, die verschiedensten Stoffe, wie: Dextrin, Zucker usw. — Zur Malzbereitung weicht man die gereinigte Gerste einige Tage lang in Wasser ein, und zwar so, daß dieses einige Zentimeter hoch darüber steht. Das Wasser wird während dieser Zeit öfter erneuert und schließlich abgegossen. In geschlossenen Räumen und bei möglichst gleichmäßiger Temperatur von etwa 15 Grad wird die aufgequollene Gerste unter öfterem Umschaueln so lange liegen gelassen, bis sie zu keimen beginnt. Dann wird sie in größeren Haufen zusammengekauft und etwa acht Tage lang sich selbst überlassen, wobei sich die Temperatur durch den Keimungsprozeß erhöht. Der Keim ist während dieser Zeit zu einem etwa 1 Zentimeter langen Häddchen ausgewachsen. Dieses Häddchen wird dann durch die sogenannte Darre bei ziemlich hoher Temperatur abgetötet und das ganze Produkt leicht Dextrin usw. ist schon während der Keimung vor sich gegangen. Die gedörerten Keime werden dann durch besondere Maschinen entfernt und das Korn selbst geschrotet.

Auf diese Weise geschieht, in allgemein gehaltenen großen Umrissen, die Herstellung von Malz in der Bierbrauerei. Dasselbe Material, die entkeimte und geschrotete Gerste, wird auch zur Herstellung des medizinisch verwandten Malzextrakts verwendet. Das Produkt wird zuerst mit kaltem, dann mit heißem Wasser von 60 Grad ausgesaugt und schließlich bis zum Kochen erhitzt. Es resultiert dadurch eine bräunliche Flüssigkeit, die durch Ab-

gießen bzw. Filtration von noch vorhandenen Unreinigkeiten befreit und bis zur Konsistenz eines dicken Sirups eingedampft wird. Wir haben dann das Malzextrakt der Apotheke vor uns. Als solches bildet es ein diätisches Mittel von hohen Nährwerten, da die in ihm enthaltenen Zuckerstoffe äußerst nahrhaft sind und sofort, ohne besondere Arbeit des Magens, in die Blutbahn gelangen. Durch den Verdauungsprozeß wird ja aus Stärkemehl auch schließlich Zucker produziert; dieser Prozeß kann aber im menschlichen Organismus bei schwachem Magen und geschwächter Verdauung die verschiedensten Störungen hervorrufen. Außer dem an sich schon nahrhaften Charakter des Malzextrakts erhält er auch noch verschiedene medikamentöse Zutände wie: Kalk, Lebertran, Eisen, Chinin, Jod, Eisen usw., die seinen Wert als diätisches Heilmittel noch erhöhen.

Ein Werk über Hans Thoma ist den „Klassikern der Kunst“ (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) als neuester Band angereicht worden. Das Thomabuch, das bereits anfangs Oktober d. J. zum 70. Geburtstag des Künstlers erschien ist, versucht es, das gewaltige Lebenswerk des in den letzten Jahren immer weiteren Kreisen bekannt gewordenen Malers zusammenzufassen. Dieser Versuch ist glänzend gelungen. In prächtigen Reproduktionen finden wir die mannigfaltigen Stimmungen und Motive aus der Heimat, aus Italien oder aus der Schweiz wieder, die Thoma mit Stift oder Pinsel auf Pappe oder Leinwand festgehalten hat. Auch unsere Leser kennen eine ganze Anzahl dieser Bilder aus der „Neuen Welt“ und dem „Neuen Welt-Kalender“.

Die Auswahl der Bilder des vorliegenden Thomabandes hat Henry Thode, der alte Freund und Vorkämpfer des Künstlers, besorgt; von ihm röhren auch die dem didaktischen Bande vorausgeschickten biographischen Notizen und eine ästhetische Analyse des Schaffens unseres Künstlers her. Die treffliche, fein durchgearbeitete Einführung, die strenge und sachliche Auswahl der Bilder, die Ausmachung des Bandes geben auch diesem neuesten Bande der „Klassiker der Kunst“ jenen Anstrich der Gediegenheit, die wir bereits dem Uhdeband und den anderen Vorgängern dieser beiden modernen Meister nachrühmen konnten.

Durch ein kleines, einfaches Experiment ist es leicht möglich, eine rote Flüssigkeit in eine wasserhelle zu verwandeln. Man löst in einem Glas mit Wasser einige der stahlglänzenden Kristalle des bekannten übermanganatsauren Kalis, wie es in jedem Drogeriegeschäfte oder der Apotheke erhaltenlich ist. Das Wasser nimmt bald eine dem Rotwein gleiche Farbe an. Andererseits stellt man sich eine Lösung von unterschwefligsaurem Natron in Wasser her. Dieses Salz ist als Fixiersalz oder Fixiernatron auch dem Amateur-Photographen bekannt. Beim Zusatz dieser Lösung zur ersten verschwindet die rote Farbe und der ganze Inhalt wird wasserklar. — Der sich hierbei abspielende Vorgang beruht auf Umsetzungen der Lösungen, die ein tieferes Verständnis der chemischen Prozesse voraussehen.

Neue Bücher. Ein kulturgeschichtliches Werk von hohem volkstümlichen Wert ist Ludwig v. Hörmanns Buch „Tiroler Volksleben“ (Stuttgart, Adolf Bonz u. Co.). Der stattliche Band ist eine Fortsetzung des bereits vor zwei Jahrzehnten von demselben Autor publizierten „Tiroler Volksliyten“. Zu dem vorliegenden Werk ist das Alltagsleben des Gebirgsbauern, „wie es sich im Wechsel der Altersstufen, Tages- und Jahreszeiten, innerhalb und außerhalb des Hauses, zwischen Leid und Freud, Arbeit und Erholung, Mühsal und Genüß abspielt“, an der Hand genauer Landeskennnis und Beobachtung geschildert. Die Urwürdigkeit und Vielgestaltigkeit des Volkslebens kommt gut zum Ausdruck. Kultur- und Sittengeschichtlich erfährt das Wissen vom deutschen Volkstum manche beachtenswerte Bereicherung. Zu begrüßen ist es auch, daß alles gelehrt wird, was nicht gelassen ist. Dadurch ergibt der Autor die Möglichkeit, daß sein Werk nicht nur dem Fachgelehrten, sondern auch dem Laien Genüß und Freude bringt.

„Die Gründer“ (Leipzig, Reformverlag) heißt ein Drama Max Klinger's, in dem die Irrrenhausfrage behandelt wird. Das gewählte Thema ist wohl geschickt herausgegriffen und gut komponiert, jedoch lassen Form und Sprache manches zu wünschen übrig.

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin SW. 68, Lindenstraße 69, zu richten.